


# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 198. Bromberg, den 29. August 1930.


# Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.



## I.

Es war der letzte Sonnabend im Maien. Vor acht Tagen hatten die Pfingstglocken geläutet und die Klänge der kleinen Glocke, die mit ihrem fröhlichen Stimmchen immer zuerst an die Fensterscheiben pochte, hatten an deren viele den Weg gar nicht recht zu finden gewußt; denn wo sich sonst allenfalls eine bescheidene Rose zur Sommerreise angeschickt, da stand heute eine schlanke Birke. Die Burschen in Schönbach hatten in der Nacht ihren Mädeln die Pfingstbirken gesetzt. Keine war übersehen worden, und es ging keine häßliche Häckselspur von einem Hause zum anderen.

Die schlankeste Birke stand vor einem der kleinsten Häuser, und jeder im Dorfe hatte das in der Ordnung gefunden; denn in dem Hause wohnte die Marie Berteles, der aus ihren Kindertagen die Koseform des Namens geblieben war. Kein Mensch nannte sie anders als das Mariele, obwohl sie nun reichlich zwanzig Jahre und selber so schlank wie eine Pfingstbirke war. Es war wunderlich: Das Mädel hatte nicht eine einzige Neiderin, und es wäre doch Ursache zum Neid gewesen, denn . Doch das war ja noch nicht so weit, und man soll nichts berufen.

Wundervoll jung und glücklich hatten die Birken ausgesehen, und glücklich waren am Morgen die Augen der Mädel gewesen. Am glücklichsten die des Mariele. Als die zweite Glocke nun mit der kleinen Weckerin zusammen mahnte: Macht euch so langsam fertig, ihr Leute! da hatte das Mädel seine Hand an das weiße Birkenstämmchen gelegt und es gestreichelt. Dies Streicheln hatte weniger dem Bäumchen gegolten als dem, dessen Namen die jungen Lippen nannten, und der zur selben Zeit eben auf dem Hohlofenhofe aus dem Stalle kam, um sich für den Kirchgang zu richten.

„Rudolf!" sagte Marie Berteles leise und dabei zuckte es in ihren Mundwinkeln; denn der Weg wollte doch wohl gar zu hoch hinausgehen. Sie und des Hohlofenbauern Einziger! Freilich, wenn man sich den Bauern vorstellte, diesen immer zu Scherz und Neckerei aufgelegten, grundgütigen Mann, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, gerade das Mariele zu necken und dem das Wohlgefallen an ihr allzeit unverhohlen aus den Augen brach, dann war es gewiß Unrecht, zu meinen, er werde sich seinem Sohne in den Weg stellen. Aber . . Der Weg ging hoch hinaus, und solche Wege sind gemeinhin weit steiniger als andere.

Die dritte Glocke setzte mit ein. Wachtig und voll kamen ihre Klänge über das Dorf her gewallt. Ihnen widerstand keine Birke, kein Fenster und keine Haustür. Sie fanden ihren Weg in jedes Ohr und jedes Herz und baten nicht wie die kleine Glocke, mahnten nicht wie die mittlere, forderten: Komm!

Und dieser Forderung gaben die Schönbacher nach, auch die Leute vom Hohlofenhofe und die Frauen aus dem Berteleshause, das Mariele und seine Mutter. Sie trafen auf der Straße zusammen, grüßten einander, der Hohlöfner bot als erster die Hand. Seine Augen strahlten, der ganze, trotz seiner reichlich fünfzig Jahre jugendlich lebendige Mann, war verkörperte Pfingstfreude und ward es nicht gewahr, daß die Hände seines Sohnes und des Mariele sich fester drückten und einen Augenblick länger hielten, als die anderen. Wohlgefällig ließ er die Augen auf dem Mädel ruhen, strich den braunen Schnurrbart, in dem noch kein weißes Haar war, zur Seite, und neckte: „Warst auch rechtzeitig auf dem Platze, Mariele?"

Die verstand ihn und ging auf seinen Ton ein. „Freilich. Die Sonne hat noch nit geschienen, da war ich schon da."

„Gelt", ein lustiges Augenzwinkern des Mannes, „da lag Häckerling genug?"

„Ein ganzer Sprenkorb voll und sah akkurat aus, als wäre er aus eurer Scheune."

Da lachte der Mann so schallend auf, daß seine Frau hinter ihm leise mahnte: „Aber Mann, wir gehen doch in die Kirche!"

Die Mahnung war nicht mißbilligend, aber sie bewirkte, daß der Bauer nur noch leise vor sich hin lächelte und mit einem frohen Blick auf das Mädchen, das zwischen ihm und dem Sohne ging, vor sich hin nickte. Was wollte das anders heißen als: So habe ich dich gern, so schlagfertig, so jung, so sauber inwendig und auswendig.

Die beiden Mütter gingen nebeneinander hinter den anderen her. Breit, rundlich, freundlich lächelnd die Bäuerin, zersorgt, schwächlich und hager die Witwe des Andreas Berteles, der seinerzeit halb Zimmermann, halb Bäuerlein gewesen war, und den vor acht Jahren eine Lungenentzündung viel zu früh von Weib und Kind genommen hatte. Seine Frau hatte sich von dem Schlage nie zu erholen vermocht, sein Kind aber war aufgeschnellt wie ein Bäumlein, das die Schicksalslast mit rüstiger Kraft von sich warf.

Auch die Hohlofenbäuerin hatte ihre helle Freude an dem Mädchen, aber sie sah mit Mutteraugen tiefer als ihr Mann, und wenn sie sich auch zutraute, mit dem fertig zu werden, sobald er erkannte, worauf es zwischen seinem Einzigen und dem Mariele zuging, so wußte sie doch, daß es nicht leicht sein würde. Just den Gedanken erwog auch Mutter Berteles und seufzte. Die Hohlofenbäuerin erriet

ihre Sorgen, nickte ihr zu, lächelte und wollte ihr etwas Liebes sagen, der Frau wohlzutun.

„Er kann seine Narrenspossen nit lassen", bemerkte sie, nach ihrem Manne deutend, „aber die zwei verstehen einander. Das Mariele bleibt ihm keine Antwort schuldig. So will er es gerade haben, und je fixer das geht, desto lieber ist es ihm."

Die Berteles schwieg, und so begann die Bäuerin nach ein paar Schritten wieder: „Man sollt's doch nit meinen, daß es sowas geben könnte! Meine Haare kann ich in die hohle Hand bringen, und dem Mariele hängen sie bis auf die Füße herab. Sowas! Und wie die Sonne darauf funkelt!"

„Hat ihre Last mit den Haaren", entgegnete Mutter Berteles. „Alle Tage das Kämmen! Aufstecken kann sie sie schon gar nit, und ein Hut paßt ihr auch nit. Ich habe schon manchmal gedacht, sie sollt sie sich ausschneiden lassen."

„Ja nit", wehrte Minna Korn, die Hohlofenbäuerin, ab. „Nit rühr an! Wär schade um jedes Haar. Auf den Kopf paßt gar kein Hut. Wie säh das Mariele aus mit einem Hute! Gar nit wie das Mariele!"

Und wohlgefällig streichelten ihre Blicke das Mädchen, das zwischen den Männern vor ihnen ging.

Das Berteles Mariele schritt immer mit einer natürlichen Anmut einher, einerlei, ob sie im Werktagskleide zur Feldarbeit wanderte oder im Sonntagsstaat nach der Kirche ging. Sie scheute vor keiner Arbeit zurück, reinigte daheim dem Vieh die Ställe, hockte zwischen Rüben und Kartoffeln, aber es war, als bliebe nie etwas an ihr hängen. Kein Mensch sah sie anders als sauber und zusammengerafft, und niemand sah sie anders als heiter und freundlich. Selbst Fritz Ender, der ein hagerer, galliger Mensch war und selten einem guten Tag sagte oder den Gruß anders als knurrend erwiderte, ward freundlicher, wenn ihm das Mariele in den Weg lief. Sie war auch wohl so ziemlich die einzige in Schönbach, die den Grund zu des Mannes hämischer Art in seiner Krankheit suchte und so ihm selber kaum Schuld gab.

Schlank war sie und doch voll, und die Burschen sahen ihr nach, wo sie ihnen begegnete. Keiner aber ließ ein häßliches, wenn auch scherzhaft gemeintes Wort fallen, wenn Marie Berteles in der Runde weilte.

Ihr Gesicht war klar und eher länglich als rund. Das Schönste an dem Mädel aber war ihr Blondhaar. Das Mariele hatte seine Last damit, gewiß, und doch hätte sie, obwohl die Mutter dazu riet, und auch sie selber zuweilen nicht übel Lust dazu gehabt hatte, nunmehr nicht eine Strähne herausgeschnitten. Das konnte sie dem nicht antun, von dem sie selber beinahe nicht wußte, ob er mehr in die langen Zöpfe oder in deren Trägerin verliebt war. Das heißt, das Wort: Verliebt, war in Schönbach nicht so gang und gäbe wie anderwärts. Der Bursche hatte sein Mädel gern, die ihn, und war doch selten von Liebe die Rede.

Des Marieles Zöpfe also hingen fast bis auf die Knöchel herab. Aufstecken konnte sie das Mädel nicht. So ließ sie sie hängen, und es wagte keiner der Burschen mehr, daran zu zupfen. Das tat nur noch ein einziger. Der dafür aber um so lieber und öfter, und das war der reichlich fünfzigjährige Hohlöfner, von dem seine Frau sagte, sie wundere sich, nachdem sie nun länger als fünfundzwanzig Jahre verheiratet wären, über nichts so sehr als darüber, daß in seinem Kopfe immer noch neue Raupen auskröchen. Und doch wußte sie, daß derselbe Mann im Grunde tiefernst war. Er hatte aber die glückliche Gabe, lieber die helle Seite der Dinge zu sehen, als die dunkle, sich lieber zu freuen als zu ärgern. Wiederum aber hatte er sein heiteres Lebenszelt dicht neben einem schäumenden Bache gebaut. So gern er scherzte und neckte, so lieb ihm eine schlagfertige Antwort war, auch wenn sie eine kleine Schwäche traf, so krankhaft empfindlich war er, wenn er meinte, es mache sich einer über ihn lustig. Nichts konnte er weniger vertragen als das Ausgelacht-werden. Das traf den Mann in ihm, der noch stets mit dem Leben fertig geworden war, dessen Hof fraglos der erste weit und breit war, dessen Redlichkeit und Zuverlässigkeit ebenso über jedem Zweifel standen wie seine Tüchtigkeit als Bauer, der mit der Zeit fortschritt. So geschah es wohl zuweilen, daß er verletzt war, auch wenn kein wirklicher Grund vorlag. Dann hatte seine Frau zu glätten, aber sie hatte etwa aufkommende Runzeln auf der Stirn oder über dem Herzen noch immer zu beseitigen verstanden, wußte, wie sie ihren Wuschelkopf zu behandeln hatte und konnte am Tage ihrer silbernen Hochzeit aus ehrlichem Herzen und mit glücklich leuchtenden Augen sagen. „Heinrich, ich möchte dich nit anders haben, wie du bist." Fest und breitbeinig, den Kopf hoch aus den Schultern gereckt, alle Augenblicke freundlich auf das um einen reichlichen Kopf kleinere Mariele herabsehend, schritt Heinrich Korn der Kirche zu. Wäre es nicht dahin gegangen, er hätte wahrlich auch mit dem Munde gelacht. So lachte er nur noch mit den Augen.

Links vom Mariele ging der Hohlofenleute Einziger, der Rudolf. Nicht viel größer als das Mädchen, hatte er auch äußerlich vom Vater so gut wie nichts. Er war ruhig, lachte wenig, neckte nie. Über dem in allen Zügen festen Gesicht ragte eine schmale Stirn, in die herein dann und wann eine Strähne der schlichten, dunkelbraunen Haare fiel, während des Vaters Scheitel noch immer zeigte, daß er einst gelockt war. Alles an dem Menschen war ein stiller Ernst, und nur aus den Augen redete die heitere Güte der Mutter. Während der Bäuerin aber dafür zur gegebenen Zeit auch die Worte zur Verfügung standen, war Rudolf allezeit eher darum verlegen, als daß sie ihm rasch über die Lippen gegangen wären.

Der war es, den Marie Berteles lieb hatte, und die Liebe machte ihr Sorgen und Unruhe. Die abgearbeitete, vom Leben beinahe abseits gestellte Mutter hätte es gern gesehen, wenn der Tochter Sinn auf einen anderen gestanden hätte, so lieb ihr der Rudolf Korn war, aber was war zu machen? Stillhalten, abwarten, den Sturm vorüberbrausen lassen, der ja doch kommen mußte, wenn entweder der Hohlofenbauer aus seiner Harmlosigkeit von selber erwachte oder der Sohn ihn dadurch weckte, daß er ihm erklärte, wen er als künftige Bäuerin auf den Hof bringen wolle.

Das bewegte die Berteles Mutter auch auf dem Wege zur Kirche, und die Hohlofenbäuerin spürte es. Sie reichte der stillen Frau unter der Kirchtür die Hand:

„Pauline, ich gehe heut nachmittag nach unserem Weizen am großen Stück und komme heimwärts auf einen Sprung zu dir. Ich will einmal wieder des Marieles Garten sehen. Bist du daheim?"

„Wo soll ich sein, Hohlöfnerin? Ich geh nit fort."

„Alsdann ist's recht."

Als die Bäuerin am Nachmittage aus dem Berteles Häuschen ging, war es des Marieles Mutter wieder einmal ein wenig leichter um das Herz. Es war keine bestimmte Zusage gegeben oder gefordert worden, kaum ein Wort über die Sache gefallen, die doch die beiden Mütter bewegte und in der sie sich verstanden, aber Minna Korn hatte den einfachen Kuchen der Bertelessin laut gelobt und gefragt, ob denn das Mariele auch so backen könne. Gerade solcher Kuchen sei ihr halbes Leben. Und nach einem kleinen Seufzer der Berteles hatte sie ihr über die hagere Hand gestrichen: „Aber Pauline, warum mußt denn immer so seufzen? Mußt dir's nit so schwer machen. Das kommt alles, wie es muß. Es ist doch niemand ein Unmensch."

Der Niemand aber war der breite lustige, ein Meter fünfundachtzig lange, wuschelköpfige Hohlofenbauer Heinrich Korn, der zur selben Zeit im Wirtsgarten mit etlichen Nachbarn Kegel schob, Neckereien austeilte und lustige, schlagfertige Antworten einsteckte. Heute konnte ihm nicht einmal Fritz Ender die Laune verderben, dessen Kegel bestimmt niemals einen stehengebliebenen Bauern traf. — —

Und nun war das blühende, singende Pfingsten vorüber, fünf Wochentage, alle in Sonne getaucht, waren hinter dem zweiten Feiertage drein gebummelt, die Pfingstwoche war aus. Der Sonnabend schlenderte sachte aus dem Dorfe, traf an der Hecke den Sonntag, der es ein bißchen eilig zu haben schien, und sagte. „Wart's nur ab, bis ich ganz fertig bin. Es hilft schon nichts, ich muß meine Zeit aushalten, und du kannst es morgen machen wie du willst, du bist doch zu kurz. Hörst du, wie sie juchzen? Jetzt setzen sie den Maibaum. Morgen ist Birkentanz und Hammelschießen, und wenn das ist, könntest du gern zweimal vierundzwanzig Stunden haben. Ich stand vorhin neben dem blassen jungen Lehrer und Tischler Kühn, du weißt, den mit den spitzen Knien meine ich. Der Lehrer hat den Maibaum mit herein-

getragen. Er hätt's nicht tun sollen. Was sich so ein junger Kerl denkt. Mit dem Gewicht hat er nicht gerechnet. Heute abend schmiert er seine Schulter mit Opodeldock ein. Ich sage dir, die ist braun und blau. Er hat egal getan, als wenn ihm die Jacke nicht passe, hat gezupft und gerupft. Hahahaha! Hätte des Hohlöfners Rudolf nicht gesagt, er solle nun aus der Reihe gehen, die Arbeit wäre er doch nun einmal nicht gewöhnt, dann wäre ihm morgen selber das Hemd zu schwer auf der Achsel. Er weiß gar nicht einmal, wie lang der Baum ist. Sagt er doch richtig zu Tischler Kühn, der Baum könne am Ende seine zwölf, dreizehn Meter haben. Dabei ist er sechsundzwanzig Meter und drei Zoll — wir zwei Alten rechnen ja nun einmal immer noch mit Zoll — lang. Ausgerechnet die schönste Tanne haben die Burschen wieder zu finden gewußt. Am Bärenbächel stand sie, und ich bin jedesmal, wenn ich heimging, an ihr vorüber gegangen, und habe mich gefreut, daß sie so hoch hinaus wollte. — Hörst du, wie sie juchzen? Wo willst du denn hin? Immer langsam, es ist erst neun. Ich habe noch drei Stunden Zeit. Komm, brenne dir eine Pfeife an, da hast du meine Schweinsblase. Ich lasse mir nichts abhandeln. — Hör bloß, wie sie juchzen!"

**(Fortsetzung folgt.)**

# Weyhersfrey.

Im Juni 1930 hat mich das Landes-Gustav Adolffest in die Nordwestecke des Korridors und der Kaschubei geführt.

Wie doch der Hauch frischer Seeluft, auch wenn er nur durch die geöffneten Fenster des Zuges dringt, das Herz weitet!

G d i n g e n! Vor 6 Jahren bin ich durch den Sand gewatet und habe die Anfänge des Hafens und der Häuseranlagen gesehen; kümmerliche Anfänge. Mit amerikanischer Betriebsamkeit ist indessen aus dem armseligen Fischerdorfe ein moderner Hafen und Kurort aufgebaut worden. Zwar sieht alles noch behelfsmäßig aus, Hotels ragen unmittelbar neben Fischerkaten empor, angefangene Häuserbauten stocken schon länger, wohl weil das nötige Geld fehlt, aber der Trieb steckt hinter allem und wird's schon weiter vortreiben. In dem reifenden Korn stehen schon längst die Tafeln der abgesteckten neuen Straßenzüge. Im Abteil streiten sich zwei „Kenner" über die Zukunft des Gdinger Hafens. Der eine behauptet unter Anführung aller möglichen Sachverständigen, daß die dauernden Versandungen die Wirtschaftlichkeit gefährden werden. Aber was heißt Wirtschaftlichkeit? Die Politik hat den Hafenbau betrieben, die wird ihn auch halten, und die Bedeutung Gdingens wird noch steigen, wenn die neue Bahn Oberschlesien—Gdingen in Betrieb sein wird.

W e j h e r o w o — wir sind am Ziel. Die größte Stadt der Kaschubei mit 11 000 Einwohnern. Zu deutscher Zeit hieß sie N e u s t a d t. Das war nicht der ursprüngliche Name, aber ein bezeichnender. Es ist die n e u s t e, die jüngste Stadt Pommerellens. Mittelbar verdankt sie ihre Gründung einem Gelübde des Grundherrn. Der Wojewode von Marienburg Jakob W e i h e r faßte 1634 in größter Lebensgefahr das Gelübde, eine Kirche und ein Kloster zu gründen. 1635 begann er mit dem Bau der Kirche, aber nach etlichen Fehlversuchen wurde erst 1643 die St. Trinitatiskirche errichtet; 1648 gründete er das Franziskaner-Reformatenkloster mit der St. Annenkirche. Der fromme Wojewode ließ es damit nicht genug sein. Wohl auf Anregung des Abtes Alexander von Bauzendorf vom Zisterzienserkloster Oliva beschloß er die Anlegung eines Kalvarienberges, d. h. eines Erinnerungsberges an das Leiden Christi. Der Olivaer Zisterziensermönch R o b e r t v o n W e i d e n wurde nach Jerusalem gesandt, um die Entfernungen der einzelnen Leidensstationen an Ort und Stelle auszumessen und sie nach der Kaschubei zu übertragen, auch die Grundrisse einiger Jerusalemer Kirchen aufzunehmen und in verkleinertem Maße Nachbildungen aufzubauen. Am 9. Juni 1649 war die Angelegenheit so weit gediehen, daß der damalige Bischof von Leslau (Wloclawek) die kirchliche Erlaubnis erteilte, bei der Stadt Weiheropolis Kalvarienstationen nach dem Vorbilde des wahrhaften Kalvarienberges anzulegen. Der von Jerusalem zurückgekehrte Zisterziensermönch maß auf den Höhen des Stadtwaldes die Entfernungen ab und bezeichnete zunächst die einzelnen Stationen durch Kreuze. Nach und nach wurden an den betreffenden Stellen Kapellen, 26 an der Zahl, errichtet. An deren Stiftung beteiligten sich außer Jakob Weiher noch dessen beide Frauen — die erste eine geborene Schaffgotsch, die zweite eine geborene Radziwill — seine Töchter, eine Base und eine Nichte, seine Hofleute, der Olivaer Abt u. a. Der Bach Biala, an dem der Kalvarienweg begann, wurde Cedron (Kidron) genannt. Die Errichtung des Kalvarienberges nach den echten Maßen und Bauten brachte die bis dahin unbekannte Gegend in den Ruf besonderer Heiligkeit. Von weither kamen Wallfahrer nach „Neu-Jerusalem", wie der Volksmund bald den Ort nannte.

Inzwischen hatte Weiher 1643 auch bei der Kirche eine Stadt angelegt, der er den Namen W e y h e r s f r e y (polnisch: Wejherowska Wola) gab. Er war ein Deutscher, seine erste Frau war ebenfalls eine Deutsche, seine Olivaer Mönchsfreunde waren ebenfalls Deutsche. Ein Weiher, der Starost von Putzig, H a n s v o n W e i h e r, hatte 1599 evangelische Ostfriesen in Karwenbruch angesiedelt. So schätzte er auch die Arbeit und Ansiedelung von Deutschen und war trotz oder gerade wegen seiner Frömmigkeit als gläubiger Katholik tolerant gegen die Evangelischen. In die Gründungsurkunde seiner Stadt setzte er folgende Bestimmung: „Und weil auch allda sich sitzen auch nachzusitzen gedenken, allerhand Leuthen unterschiedenen Religionen — also geben wir zu, daß ein jeder ingemeldeten unserem Städtlein Weyhersfrey derselbigen in Religionssachen freiheit gebrauchen möge. Welcher jetzt der gleichen Einwohner und Bürger in der Stadt Putzig — auf welche das Königl. Privilegium sich referiren thut — gebrauchen und genießen tun. Wie auch ihre Begräbnisse auf einen neben der Pfarrkirche verordneten Kirchhoff, welchen sie mit eigenen Unkosten erhalten werden, wie jetzt zu Putzig, frey und öffentlich haben mögen. An welchen Ceremonien sie von niemand unseren Successoren (Nachfolgern) und zu keiner Zeit sollten verhindert werden".

Im R h e d a t a l e hatte die Reformation frühzeitig Eingang gefunden. Wann sich die Evangelischen zu einer Gemeinde zusammengeschlossen haben, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Jedenfalls errichtete der Putziger Landrichter Josua von Jannewitz auf seinem Gute B o h l s c h a u 1580 die erste evangelische Kirche.*) Zu ihr hielten sich auch die Evangelischen von Weyhersfrey. Einer der beiden ersten Bürgermeister der Stadt, D a v i d J u d i c k i (gest. 1657), war reformierten Glaubens. Aber nach dem Tode Jakob Weihers (1657) arbeiteten die Mönche des Reformatenklosters gegen die Toleranzgesinnung ihres Stifters. Nach ihrem Konvertitenverzeichnis haben sie bis 1678 499 „Bekehrungen" vollzogen, darunter von 193 Männern und 306 Frauen, 494 Lutheranern, 4 Kalvinisten und 1 Manisten. Aber trotz aller Bekehrungsversuche und Bedrückungen winterte doch um die Bohlschauer Kirche eine evangelische Gemeinde durch. 1823 wurde auch in Neustadt eine evangelische Kirche erbaut und ein selbständiger Kirchenbezirk eingerichtet.

Die geschichtliche Erinnerung erweist also, daß nicht nur der frühere deutsche Name Neustadt, sondern auch der jetzige polnische Wejherowo zu recht besteht. Der schönste aber ist der ursprüngliche W e y h e r s f r e y.

Ein kleiner Rundgang zeigt ein ruhiges behagliches Städtchen. Zur Zeit der Wallfahrten muß es allerdings ganz anders aussehen, wenn am Himmelfahrtstage 10 000 bis 15 000 Pilger erscheinen, sich im Cedron die Füße waschen und den Kalvarienweg beschreiten. Man kann dann von einem „k a s c h u b i s c h e n C z e n s t o c h a u" reden. Die Pfarrkirche (St. Trinitatis) am Markt, auf dessen Mitte der Sockel eines Denkmals Kaiser Wilhelms I. an frühere Tage erinnert, hat nichts Besonderes an sich; sie ist

---

*) Festschrift anläßlich der Feier des 100jährigen Bestehens der evangelischen Kirchengemeinde W e j h e r o w o (früher Weyhersfrey = Neustadt) verbunden mit Weihe neuer Glocken am 13. Oktober 1929.

Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier der evangelischen Gemeinde B o h l s c h a u = B o l s z e w o 1580—1930.

in jüngster Zeit durch einen Anbau vergrößert worden. Auch die Klosterkirche ist von keiner künstlerischen Bedeutung.

Der Schmuck Neustadts sind die schönen Wälder und Waldeshöhen, die die Stadt dicht umkränzen. Ein Spaziergang durch den Park des gräflich Keyserlingkschen Schlosses, am Rande der Stadt, der in englischer Art angelegt ist und sich, 500 Morgen groß, über den Cedron erstreckt, und ein Aufstieg zum Schützenhause im Stadtwalde gibt einen kleinen Begriff von den landschaftlichen Reizen der Neustädter Umgebung.

Die Festfeier fand in der evangelischen Kirche statt. Das ist ein stattlicher Neubau aus dem Jahre 1909 mit reichgeschnitztem Altar, um den sich der Superintendent Karl Syring († 1910) besonders verdient gemacht hat. Mit ihren fünf Türmen beherrscht die Kirche das Stadtbild.

Fr. Just.

## Der Kontoauszug.

Teilarbeit ist ein elendes Geschäft; sie macht den Menschen zur Maschine. Das habe ich wieder einmal an den Erlebnissen meines alten Bekannten Clemens gesehen. Aus dem Studium gerissen, sitzt er jetzt auf einer Großbank und macht seit Jahren Kontoauszüge. Nichts weiter wie Kontoauszüge. Und als er sich vor einigen Wochen endlich entschloß, das Ledigsein abzuwerfen, setzte er sich in der Frühstückspause hin und schrieb an seine Angebetete folgende Zeilen:

„Liebes Fräulein Paula!

Während ich so täglich zwischen Soll und Haben pendele, sagt mir mein Verstand: Ich soll Sie haben. Darum bitte ich Sie, das Konto Ihres Herzens zu prüfen und mir schnellstens Nachricht zu geben, ob Sie mit meinem Saldo übereinstimmen, damit wir zum Abschluß kommen können. Ewig der Ihre! Irrtum vorbehalten!"

Arthur.



## Bunte Chronik



* **Ansturm blinder Passagiere auf amerikanische Schiffe.** Die große amerikanische Wirtschaftskrise findet einen eigenartigen Niederschlag, in dem Ansturm blinder Passagiere auf die aus den amerikanischen Häfen auslaufenden Seeschiffe. Es handelt sich um Einwanderer, die in der Hoffnung auf Arbeit und neues Glück über das große Wasser von Europa nach Amerika fuhren und jetzt, enttäuscht und verzweifelt, den Rückweg nach der Heimat suchen. Da diese armen Leute meistens kein Geld für die Schiffskarten besitzen, versuchen sie eben als blinde Passagiere sich auf die Seedampfer einzuschmuggeln. Unter diesen blinden Passagieren befinden sich viele Engländer. Jedes im Hafen von Newcastle aus Amerika einlaufende Schiff führt 5—6 solcher rückwandernder Engländer. Die Dampfergesellschaften verfolgen die blinden Passagiere auf gerichtlichen Wegen. Vor einigen Tagen wurde ein blinder Passagier von dem Gericht in Newcastle zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt. Er hatte die Ozeanreise in einer Kajüte erster Klasse, die zufällig leer stand, mitgemacht, und sich heimlich einmal am Tage ans Büfett geschlichen, wo er sich Obst und Brot kaufte.

## Lustige Rundschau



* **Stilblüte.** Aus einem Roman, in dem das Lebensschicksal eines Abenteurers geschildert wird: „. . . Dann wandte er sich nach Spitzbergen und drang bis zum Nördlichen Eismeer vor. Aber auch da wurde ihm bald der Boden zu heiß.

*

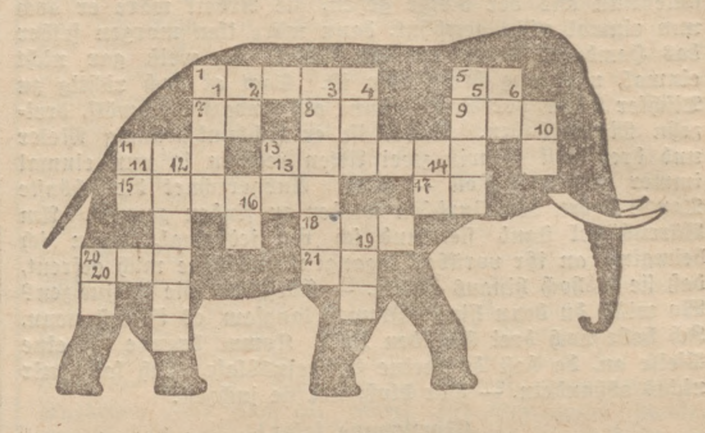
* **Reingefallen.** Fritz (beim Kaffeekränzchen): „Mutter, dort is ne Wanze an der Wand." — Mutter: „Quatsch doch nich, mir ham doch gar keene Wanzen, das is e Nagel." — Fritz (nach einer Weile): „Mutter, guck', jetzt leeft der Nagel."



## Rätsel-Ecke



### Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Australischer Strauchwald. — 5. Chem. Zeichen für Gallium. — 7. Flächenmaß. — 8. Wehlaut. — 9. Straußenart. — 11. Großes Wassersäugetier. — 13. Weltraumstoff. — 15. Aegyptischer Hauptgott. — 17. Abkürzung für Reichsmark. — 18. Gleichwort für Weise. — 20. Raubfisch. — 21. Aegyptischer Gott.

Senkrecht: 1. Insel im Malaiischen Archipel. — 2. Ausgestorbenes Rind. — 3. Römischer Feldherr. — 4. Kopfbedeckung. — 5. Gleichwort für Hefe. — 6. Chem. Zeichen für Ammonium. — 10. Abkürzung für „unter anderem". — 11. Fragewort. — 12. Ursprungsort des Heiligen Franziskus. — 13. Faultierart. — 14. Persönliches Fürwort. — 16. Chem. Zeichen für Ruthenium. — 19. Amtstitel, Zurede. — 20. Flächenmaß.

*

### Kamm-Rätsel.

| a | e | e | h | i | o | r |
|---|---|---|---|---|---|---|
| b | | e | | k | | r |
| c | | e | | l | | r |
| d | | t | | n | | r |

Diese Buchstaben sind so zu ordnen, daß die Zinken des Kammes bezeichnen: 1) eine Gemeinde, 2) ein Tier, 3) einen Baum, 4) ein Wasserfahrzeug. Die wagerechte Reihe nennt bei richtiger Lösung eine geometrische Figur.

*

### Rechenaufgabe.

Auf einem Hof befanden sich eine Anzahl Gänse. Da kam eine fremde Gans hinzu und sagte: „Guten Tag, ihr Hundert!"

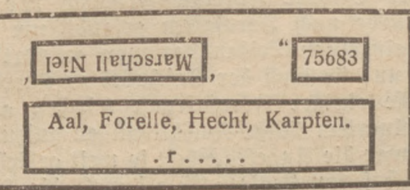
Da schnatterten die Gänse des Hofes, „Du irrst dich, wir sind noch lange keine hundert.

„Da müssen wir erst noch einmal soviel sein, dann noch ein halbmal soviel: ein viertelmal so viel und wenn wir dich dann noch hinzurechnen, sind wir erst hundert."

Wieviel Gänse waren auf dem Hofe?

*

### Scherz-Rätsel.




Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.